Der Onkel aus Indien.

Sensations-Roman von Pierre Caales.

(7. Fortsetzung.)

Wäre er allein gewesen, so hätte er die Wand durchlöchert, um ihr Gespräch zu belauschen; doch sein Coupe war dicht besetzt; er mußte darauf verzichten.

Als der Zug in den Bahnhof von Passy einfuhr, wo Klimpson auszusteigen pflegte, um sich nach seiner Villa zu begeben, hörte er, als die Beiden die Schienen überschritten, Pecheret mit starker Stimme rufen:

„Wahnsinnig!.... hirnverbrannt!.... oder ungeheuer unverschämt."

„Weder wahnsinnig, noch unverschämt," entgegnete Klimpson, „es ist ein Einfältiger, ein rechter Gimpel."

Das Uebrige war nicht mehr zu verstehen; aber Jacques wußte genug, um über die Rechtschaffenheit des edlen Paares Klimpson und Pecheret ein für allemal im Klaren zu sein.

Als er in Boulogne abstieg, schien es ihm, als athme er eine neue reinere Luft. Als er von Ferne die Villa Klimpson's liegen sah, da konnte er sich einer Bewegung in seinem Innern nicht erwehren; er dachte an Fadejah. Das Verhältniß, so leicht und vorübergehend es war, hatte doch einen tieferen Eindruck bei ihm zurückgelassen; und er empfand das Bedürfniß, wieder einen jener ruhigen, gemüthlichen Abende in der Nähe Johanna's zuzubringen, ehe er sich von Neuem in den Kampf stürzte.

Er fand Paul Merseins, der sich schon vor ihm bei den Damen eingefunden hatte.

Die jungen Mädchen und die Mutter Johanna's hatten ihren Schmerz zurückgedrängt, um ihre Freunde mit freundlichen Mienen empfangen zu können.

Jacques fragte bei seinem Eintritt nach dem Befinden der Gefangenen mit so viel Unbefangenheit, daß ein Fremder niemals errathen hätte, daß es sich um zwei Unglückliche handelte, welche noch immer im Kerker schmachteten.

Anfangs sprachen Alle mit ruhiger, theilnehmender Stimme, aber plötzlich erhob sich Frau Louis Farades, überwältigt von ihren Gefühlen, und brach in heiße Thränen aus:

„Verzeiht mir, meine lieben Kinder," rief sie aus, „aber ich kann nicht anders. Ich besuchte heute meinen unglücklichen Gemahl und mußte meine ganze Kraft in Anspruch nehmen, um ihn aufzurichten; doch hier verliere ich den Muth...... Ich danke Ihnen," fuhr sie an die Freunde gerichtet fort, „daß Sie uns in dieser Zeit der schwersten Prüfung nicht verlassen!...... Wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß eines Tages Alles zum Guten enden würde!......"

Alle, mit Ausnahme Jacques', schienen tief erschüttert. Selbst Paul wischte verstohlen eine Thräne aus dem Auge.

„Unsinn", polterte dagegen Jacques, „sich immer über die Sache zu grämen und gegenseitig weich zu stimmen, ich werde nicht mehr kommen, wenn Ihr nicht vernünftiger seid."

Er versuchte zu lachen und fuhr fort: „Gesetzt, Herr Louis und Herr Arthur befänden sich auf einer längeren Reise. Wir erwarten sie und, potz Wetter, Ihr dürft glauben, daß sie bald zurückkehren! Auf Ehre, meine Damen, auf Ehre!"

Seine Worte klangen so fröhlich und zugleich so zuversichtlich, daß die Thränen sich allmälig trockneten.

„Hast Du Deinen Tag gut angewendet?" frug ihn Paul.

„Ausgezeichnet," antwortete Jacques.

„Wenn Sie irgend eine Hoffnung hegen," wandte sich Frau Farades an letzteren, so bitte ich Sie innigst, uns kein Geheimniß daraus zu machen. Wir haben es so sehr nöthig, aufrecht erhalten zu werden!"

„Ich hege allerdings Hoffnungen, Tausend Hoffnungen......"

„Die belastenden Beweisgründe mehren sich von Tag zu Tag," fuhr Frau Farades dringend fort, „kaum hatte ich den Muth, mir die jetzige Formulirung der Anklage nennen zu lassen, sie ist entsetzlich."

„Lassen wir die Gerichte bei Seite liegen," erwiderte Jacques, sie tappen noch immer im Dunkeln. Beruhigen Sie sich und hoffen Sie! Ich habe Ihnen mein Wort gegeben."

Durch seine Ueberzeugungsgabe und seinen komischen Ernst, war es ihm bald gelungen, die ganze Gesellschaft froher zu stimmen, und der Abend verlief ohne erneute Ausbrüche, in ruhigem, heiterem Gespräch.

Als sich die beiden jungen Leute entfernten, wurden sie von den Mädchen bis zur Thüre begleitet.

„Kommen Sie doch öfters," flüsterte Johanna Paul Merseins zu, „Valentine ist so glücklich, wenn Sie da sind."

Valentine dagegen murmelte leise, indem sie Paul die Hand zum Abschied drückte:

„Warum kommt Herr Jacques so selten? Johanna ist so glücklich in seiner Nähe......"

Jacques und Paul wußten es wohl, daß sie geliebt wurden, und dies Bewußtsein feuerte sie stets zu neuer Thatkraft an.

„Ich glaube, daß wir auf der richtigen Fährte sind," sagte Jacques, als sie auf die Straße traten.

„Nun, was ist es?" entgegnete Paul gespannt.

„Siehst Du diese Brieftasche?" sagte Jacques.

„Nun? Was enthält sie?"

„Ich bezahle Dir eine Million, wenn Du es errathen kannst."

„So sprich doch, was enthält sie?"

„Ich habe meine Stelle aufgegeben."

„Welche Thorheit!"

„Um mich mit Klimpson zu associiren."

„Du bist nicht bei Vernunft!"

„Du glaubst es nicht; doch enthält diese Brieftasche einen ausführlichen Geschäftsvertrag, von Klimpson's Hand geschrieben."

„Unglaublich!" rief Paul.

„So komme," entgegnete Jacques, „ich werde Dir das Unglaubliche glaublich machen."

Die geheime Correspondenz des Hauses Klimpson & Co.

In nicht geringer innerer Erregung traten die beiden Freunde in Jacques' Wohnung ein.

Der Gascogner öffnete sogleich seine Brieftasche und zog den bewußten Vertrag hervor.

Paul konnte sich, nachdem er denselben gelesen, eines leichten Lächelns kaum erwehren.

„Was für ein unsinniger Gedanke, lieber Freund!" rief er aus.

„Ich mußte einige schriftliche Worte von diesem Menschen haben."

„Du dachtest dabei an jenen Ausspruch: Gieb mir zwei Linien von der Handschrift eines Menschen und ich werde ihn hängen lassen."

„Hängen nicht, aber guillotiniren. Vergiß nicht, daß wir in Frankreich sind."

„Aber Dein Geschäft, wie willst Du dies Alles einrichten?"

„Die Sache ist höchst einfach. In den zwölf Monaten des Jahres erhalte ich drei bis vier Monate Urlaub. Ich habe meinem Chef mitgetheilt, daß ich mich aus ganz besonderen Gründen genöthigt fühle, Jedermann zu erzählen, daß ich aus seinem Geschäfte ausgetreten sei. Er ist schon lange gewöhnt, mich meine eigenen Wege ungehindert gehen zu lassen. Ich verfüge mithin über vier Monate vollständiger Freiheit."

„Welche Du benützen willst, um Dich mit Klimpson zu associiren?"

„Ich habe ihm nur den Vorschlag gemacht — den ich selbst niemals gutheißen werde."

„Wie konnte nur dieser sonst so verschlagene Mensch so leicht in die Falle gehen?"

„Weil er ein Schurke ist. Bedenke nur: die Schurken meinen, sie allein seien die Schlauen, sie sehen auf den übrigen Theil der Menschheit mit souveräner Verachtung herab. Hier haben wir es mit zweien zu thun."

„Zwei? Wer ist der Zweite?"

„Pecheret. Diese Beiden gehören zur Rasse der Gauner und Beutelschneider, wie sie nur eine Großstadt aufzuweisen hat. Ich habe den Kampf mit ihnen begonnen, und zwar mit einer äußerst plumpen List; hat er doch kaum einen Augenblick Verdacht geschöpft!"

„Vergiß nicht, daß Du der Liebhaber seiner Gattin bist."

„Gestern war ich es vielleicht noch; heute nicht mehr."

„So hast Du wirklich mit Fadejah gebrochen?"

„Ich habe nicht mit ihr gebrochen. Gestern hat mich dieser Unmensch tödten wollen, heute will er mich bestehlen. Es kann also von Eifersucht nicht mehr die Rede zwischen uns sein. Wenn er mich erst bestohlen hat, denkt er, zum Tödten ist es immer noch Zeit. So lange das Erstere nicht erfolgt ist, so lange habe ich mithin nichts zu befürchten."

„Was aber thut Pecheret in dieser Sache?"

„Um seine Leute in Paris zu angeln, braucht Klimpson einen Helfershelfer, welcher den Boden genau kennt. Pecheret, der ein Franzose ist, ist dieser Helfershelfer."

„Man sieht sie allerdings stets zusammen. Doch meine ich, wir sollten uns heute ein wenig unserer eigenen Sache annehmen, als diesen Schuften auf den Zahn zu fühlen."

„Richtig, da stehen wir eben. Wenn Du Jean Farades gekannt hättest, Du würdest überzeugt sein, daß ihn ein einziger Mensch allein unmöglich überwältigen oder gar ermorden konnte. Das Verbrechen wurde natürlich von Zweien vollbracht."

„Du hättest wirklich Klimpson und Pecheret im Verdacht?"

„Ich habe gegenwärtig ganz Paris im Verdacht. Augenblicklich stehe ich bei Klimpson. Es wird sich bald herausstellen, ob dieser Verdacht ganz grundlos ist."

Jacques zog aus seinem Geldschrank den Empfangsschein hervor, welchen die Beiden aus dem Brunnen gezogen hatten, und breitete ihn auf dem Tische aus.

„Vergleichen wir dies," sagte er zu Paul.

Sie neigten sich Beide auf das Schriftstück herab und prüften es mit großer Aufmerksamkeit.

„Siehst Du die Buchstaben, die Worte, die Ziffern," sagte Jacques, „dreihunderttausend......erhalten.........und das Wort Depot?"

„Wahrhaftig," murmelte Paul.

„Nun sieh das dreiprocentige, viereinhalbprocentige und diese Namen: Northern, Metropolitan, Great Western und die französischen Eisenbahn-Namen."

„Ganz die nämliche Schrift," bestätigte Paul.

„Endlich sieh diese Linie: Auf einfache Vorzeigung dieses......"

Paul näherte sich dem Papier, um besser unterscheiden zu können.

„Alles liegt klar zu Tage!" rief er siegreich aus. „Wir müssen dies Herrn Beaulieu unterbreiten."

Jacques schüttelte den Kopf.

„Nein, nein......"

„Du zögerst noch?"

„Das sind nur Vermuthungen, keine Beweise."

„Wie? Keine Beweise? Sind dies nicht schlagende Beweise?"

„Wenn dieser Klimpson wirklich der Mörder ist, so hat er auch vermuthlich alle seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um sich nicht erwischen zu lassen. Dies allein genügt noch nicht, um seine Verhaftung zu erwirken."

„Aber eine solche Aehnlichkeit der Handschrift."

„Die Engländer schreiben alle in dieser Weise. Nimm zehn Tausend englische Bankiers und laß sie diesen Empfangsschein schreiben. Man wird kaum zwei von einander unterscheiden können, selbst die Stempel nicht ausgenommen. Wir würden schön ausgelacht werden, wenn wir dem Gericht mit solchen Beweisen kämen."

Paul wurde ärgerlich und sagte:

„Was nützt Dir dann Dein ganzer Geschäftsvertrag und Dein Empfangsschein?"

„Der Vertrag verschafft mir das Vertrauen und den näheren Umgang mit Klimpson. Bald werde ich vielleicht sichere Beweise an Stelle dieser einfachen Vermuthungen ausfindig machen."

Während die jungen Leute den übrigen Theil des Abends damit zubrachten, ihre Hoffnungen und Vermuthungen über den Verlauf dieser mysteriösen Angelegenheit zu berathen und zu erwägen, saßen Diejenigen, welche den hauptsächlichsten Gegenstand ihres Gesprächs bildeten, zusammen in einem Saale der Villa Klimpson.

Pecheret und sein Freund lagen in bequemen Sesseln und rauchten langsam, von Zeit zu Zeit einen Schluck Branntwein zu sich nehmend.

Sie hatten zusammen gespeist und wenig dabei gesprochen.

Als sich die Diener zurückgezogen hatten, begannen sie ihre Unterhaltung in englischer Sprache, um sicher zu sein, von Niemandem belauscht zu werden. Auch hatte Klimpson längst die Vorsicht gebraucht, nur Leute französischer Nationalität in seinem Hause anzustellen.

„Lady Klimpson scheint in der That meine Gesellschaft zu meiden," sagte Pecheret nachlässig.

„Was kümmert's uns!" entgegnete Klimpson. „Sie mag bleiben, wo sie ist."

Nach einer Weile fuhr Pecheret fort:

„Haben Sie den Empfangsschein auch wirklich gesehen?"

„Ein richtiger Empfangsschein der Bank von Frankreich."

„So hat der Tölpel doch dreihundert Tausend erübrigt und kommt, sie Ihnen auf den Tisch zu legen?"

„Haben Sie nicht den Gesellschaftsvertrag gelesen, den er mir in die Feder dictirt hat?"

„Was gedenken Sie jetzt zu unternehmen?"

„Ich lasse ihn sachte herankommen, und sobald der Vertrag unterzeichnet ist, werde ich noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen wissen, die den Einfaltspinsel ganz in unsere Hand geben." — —

Eine Woche verstrich, ohne in der von Jacques Velizay geschaffenen Situation wesentlich Neues zu bringen. Der Gascogner stattete Lady Klimpson seinen offiziellen Besuch ab und unterhielt sich in Gesellschaft ihres Gatten einige Augenblicke mit ihr.

Als der Tag heranahte, an welchem der Vertrag unterzeichnet werden sollte, begab sich Jacques auf Klimpson's Bureau, um, wie er sagte, die „Feindseligkeiten" wieder anzuknüpfen. Klimpson erwartete seinen Besuch.

Als der Händedruck ausgetauscht war, bemerkte Jacques zwei weiße, gestempelte Blätter auf dem Tische liegen.

„Sie sind ein pünktlicher Mann," sagte Klimpson, „ich liebe das."

Beide holten jetzt den vor acht Tagen aufgesetzten Vertragsentwurf aus der Tasche hervor.

„Ich habe im Laufe der Woche einige unwesentliche Aenderungen getroffen," sagte Klimpson mit ruhiger Stimme.

„Worin bestehen diese?"

„Nichts von Bedeutung. Der Sinn des Vertrages ist dadurch nicht verändert, allein die kleine Abweichung schien mir am Platze."

Wie er gegen Pecheret geäußert hatte, hatte er mit Hilfe eines Rechtsbeistandes einen neuen Wortlaut ausgearbeitet, welcher Jacques die freie Verfügung über seine eingelegten Gelder entzogen hätte.

Der Engländer begann von Neuem den Vertrag zu lesen. Von Zeit zu Zeit unterbrach ihn Jacques, um über einzelne Punkte zu discutiren; der Vertrag war von Klimpson an Länge verdoppelt worden.

So werden in der Pariser Geschäftswelt häufig Verträge unterzeichnet, wobei ein Theilhaber den anderen hintergeht, ohne einer Rechtswidrigkeit geziehen werden zu können. Die Sachkundigen, welche diese sauberen Geschäfte zu besorgen pflegen, sollten von den Gerichten viel schärfer im Auge behalten werden, denn mit einer Fülle von Auszügen aus dem Gesetzbuch wissen diese Leute eine Menge von Schurkereien zu überkleiden.

Jacques hatte dies auf den ersten Blick bemerkt.

„Du willst mich prellen, Spitzbube!" sagte er sich. „Nur zu!"

Besonders fiel ihm ein Artikel in die Augen, welcher besagte, daß im Todesfalle eines der Betheiligten, bei geringfügiger Entschädigung der Erben, das Capital dem Unternehmen verbleiben sollte.

„Alter Schlaufuchs," dachte Jacques, „Du möchtest mein Geld und mich nachher in eine bessere Welt versetzen."

Von Neuem wurden die Verträge ausgefertigt.

„So beschlossen, Paris, den......"

„Halt!" unterbrach hier Jacques, „es fehlt ein wesentlicher Punkt, betreffend die Uebergabe der Capitalien."

Klimpson hatte gehofft, daß sein zukünftiger Theilhaber diesen Punkt vergessen werde; in dem Gewühle von Paragraphen dachte er ihn leicht zu täuschen.

„Mein Gott, Sie übergeben mir Ihre Gelder, ich werfe die meinigen in die Kasse; das ist höchst einfach."

„Worin bestehen die Ihrigen?"

„Aus......aus......"

Klimpson zögerte.

„Ich sehe," sagte Jacques, „inmitten der umfangreichen Vorbereitungen ist es Ihnen nicht möglich geworden, auch das noch in Ordnung zu bringen. Ich will Ihnen die nöthige Zeit lassen."

Klimpson wäre beinahe aufgefahren, doch Jacques hatte die Feder niedergelegt, ohne den Vertrag zu unterzeichnen.

„Uebrigens," fügte Jacques hinzu, „kann für eine so wichtige Sache eine längere Ueberlegung nur von Vortheil sein."

„Mißfällt Ihnen irgend ein Punkt des Vertrags?" meinte Klimpson.

„Durchaus nicht," entgegnete Jacques, „er ist ganz nach meiner Idee. Wir werden kein Wort daran zu ändern haben. Aber er kann selbstverständlich erst an dem Tage in Giltigkeit treten, an welchem wir beide unsere Werthe in eine besondere Kasse eingeschlossen haben werden. So verstehen Sie die Sache doch auch?"

„Ohne Zweifel."

Klimpson begann allmälig das Vertrauen zu verlieren, welches er bisher in die Offenheit des jungen Mannes gesetzt hatte. Dieser räthselhafte Jüngling ging auf sämmtliche Bedingungen ein, verzögerte aber sichtlich den Abschluß des Vertrags. Er unterzeichnete ihn nicht! Klimpson hatte geglaubt, die 300,000 Franken schon in Händen zu haben und jetzt sah er, daß er noch gar nichts hoffen dürfe! Er begann nun selbst die nöthigen Gelder aufzutreiben, denn wie jeder echte Schwindler pflegte Klimpson das Geld so unsinnig zu verschwenden, daß es ihm trotz seiner großen Einkünfte gegenwärtig gar nicht möglich war, die genannte Summe zu erheben. Er mußte sich darum dazu bequemen, bedeutende Capitalien auf Credit zu nehmen.

„Wie lange brauchen Sie?" fragte Jacques. „Einen Monat? zwei Monate oder länger?...... Bestimmen Sie den Termin."

„Oh, kaum einen Monat," murmelte Klimpson, der sich völlig geschlagen fühlte.

„Gut. Und während dieser Zeit werde ich Sie häufig besuchen, um mich ein wenig in Ihre Geschäfte einzuleben; ich werde den Geschäftsgang betrachten, die Bücher durchsehen u. s. w."

„Nein," sagte Klimpson heftig abwehrend, „wenn Sie meine Bücher durchsehen wollen, verlange ich vor Allem Sicherheit......"

Er richtete bei diesen Worten die Augen fest auf Jacques.

„Ich mache mich in aller Form verbindlich," rief dieser bereitwillig aus, „ich schreibe Ihnen noch in diesem Augenblick einen Brief, mit dem ich mich binde."

„Nein, nein, Ihr Wort genügt vollkommen."

„Einverstanden," erklärte Jacques, „in einem Monat werden wir unterzeichnen."

Jacques war seit einer Stunde weggegangen, und Klimpson saß noch immer in seinem Bureau, verwirrt, vernichtet, mit der schrecklichen Ueberzeugung, daß dieser Gascogner, unter der Maske der Gutmüthigkeit, den grausamsten Spott mit ihm getrieben habe.

Pecheret überraschte ihn in seinem Nachdenken.

Er war eingetreten, wie Einer, der bei sich zu Hause ist.

Als er die niedergeschlagene Miene seines Alliirten bemerkte, errieth er auf der Stelle, was sich zugetragen hatte.

„Nun, Klimpson," rief er, „gehen die Geschäfte krumm?"

„Sie hatten Recht, Pecheret," entgegnete Klimpson seufzend, „ich hätte mich vor Ihrem Landsmann hüten sollen."

„Hat er Sie fahren lassen?"

„Im Gegentheil, er klammert sich noch fester an mich an; in nichts erkenne ich jedoch die Ursache dieses Verhaltens."

„Hat er den Vertrag unterzeichnet?"

„Nichts hat er unterzeichnet; später, wenn ich mein eigenes Capital in Händen habe, will er unterzeichnen. Und in der Zwischenzeit, so stellte er in Aussicht, will er so oft wie möglich kommen, das Geschäft durchstöbern und die Bücher prüfen."

„Verflucht! Der Kerl ist gefährlicher, als ich glaubte! Ich sage Ihnen, er hat bei dem ganzen Manöver irgend einen Hintergedanken, der uns verderblich werden kann."

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Ich will ihm mein Haus öffnen, um ihn besser ausforschen zu können."

„Und wenn er Ihre Bücher visitirt und hinter Ihre Schliche kommt?"

Klimpson lächelte sardonisch.

„Meine Bücher sind alle so eingerichtet, daß auch dem peinlichsten Schnüffler Alles in bester Ordnung erscheinen muß."

„Ich wette, Sie schließen jedes Jahr mit riesigen Einnahmen ab!" rief Pecheret lachend aus.

„Allerdings. Mit zwei- bis dreimalhunderttausend Franken im Jahr. Von dieser Seite sind Vorsichtsmaßregeln getroffen...... Aber wehe diesem Velizay, wenn sein Spiel ein falsches ist!"

Zwei Wochen währte schon der seltsame, unsichtbare Ringkampf zwischen Jacques und Klimpson. Beinahe täglich kam der Gascogner auf Klimpson's Bureau und unterhielt sich über die Geschäfte, welche dieser gerade betrieb. Beide waren wohl auf der Hut und Jeder suchte den Andern an Verstellungskunst und Geschicklichkeit zu überbieten.

Für Jacques war es leicht, auf dem Grunde der Seele seines Partners zu lesen.

Klimpson strebte augenscheinlich darnach, ihn zu bestehlen.

Dieser hingegen vermochte noch immer nicht die Beweggründe zu erkennen, welche Jacques zu einem so gefährlichen Spiele trieben.

Zweimal hatten sich Jacques und Paul in Boulogne im Hause der Familie Farades gefunden und stets kehrten sie von dort mit dem immer dringender werdenden Wunsche nach Paris zurück, die baldige Lösung des Knotens herbeizuführen.

Die Freunde trafen sich an jedem Abend in der Wohnung Jacques', um sich über die Resultate ihrer Forschungen zu besprechen.

Sie begannen beinahe an dem Gelingen ihres Vorhabens zu verzweifeln, da sie noch immer keinen festen Anhaltspunkt gefunden hatten.

Da stellte sich Paul eines Abends bei seinem Freunde ein und sagte hastig, ohne ihm die Hand vorher zu reichen:

„Zeig' mir doch den Empfangsschein, den wir im Brunnen gefunden haben."

„Den Schein von Jean Farades?"

„Denselben. Enthält er nicht viereinhalbprocentige englische Metropolitan Railways?"

„Freilich; ich weiß es genau. Doch warum dies?"

Heute wurden solche an der Börse verkauft."

„Nun ja, es kann doch alle Welt Metropolitan Railways besitzen!"

„Ganz richtig. Aber weißt Du, wer es ist, der sie soeben auf den Markt geworfen hat? Erräthst Du ihn?"

„Klimpson?" rief Jacques mit lebhafter Genugthuung.

„Ja, Klimpson selbst," bestätigte Paul Merseins.

„Ist es eine bedeutende Summe?"

„Es sind etwa fünfzigtausend Franken."

„Hast Du die Nummern der Papiere?"

„Hier ist die ganze Liste."

Sie verglichen mit fieberhafter Erregung diese Nummern mit denjenigen des gefundenen Empfangsscheins, und siehe da, es waren sämmtliche Papiere auf dem Scheine vertreten.

„Wohl möglich," sagte Jacques mit Zurückhaltung, „daß diese Werthpapiere einst im Besitz von Jean Farades waren; doch dies genügt noch immer nicht."

„Bedenke nur die Aehnlichkeit der Handschriften," rief Paul voll Ungeduld.

„Das alles sind noch immer bloße Vermuthungen," entgegnete kaltblütig der Gascogner.

„Zeigen wir doch endlich den Gerichten an, was wir gefunden haben," fuhr Paul lebhaft fort, „man wird ihn zu Erklärungen zwingen, die ihn belasten, die ihn schuldig sprechen!"

„Geduld, mein Lieber; versetzte Jacques, „bedenke nur, daß jene Werthe auf den Ueberbringer lauten, und glaube mir, der Schlaufuchs wird schon zu wissen geben, von wem er sie erhalten hat."

„Und hast Du selber nichts entdeckt, seitdem Du in sein Haus gedrungen bist?"

„Nichts. Doch wundere Dich nicht darüber, ich weiß nun ganz genau, daß dieser Klimpson ein Schurke ist; und zwar ein Schurke, welcher seine Vorkehrungen wohl zu treffen weiß. Seine Bücher sind vollkommen in Ordnung. Wenn die Gerichte bei ihm eindringen sollten, sie würden nichts Verdächtiges und Ungewöhnliches finden."

„Und wenn man nach den Quellen seines Luxus forschte?"

„So würde man finden, daß er jährlich 2—300,000 Franken gewinnt. Wir haben es mit einem der abgefeimtesten Betrüger zu thun und müssen ihn, um zu unseren Zwecken zu gelangen, mit seinen eigenen Waffen schlagen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Er handelt wie ein Dieb und Räuber; darum müssen wir wie Diebe und Räuber an ihm handeln. Wenn ich seine Bücher durchblätterte und seine Briefe las, da stand er stets an meiner Seite und beobachtete aufmerksam jede Beobachtung, die ich machte. Wir müssen nächtlich in sein Zimmer eindringen. Willst Du mir helfen?"

„Weißt Du auch, daß wir als Diebe betrachtet werden können, wenn man uns überrascht?"

„Wer soll uns denn überraschen?"

„Die übrigen Hausbewohner, die Polizeiagenten, welche das Viertel bewachen. Auch sind die Geschäftsräumlichkeiten geschlossen. Wie sollen wir dort lautlos eindringen?"

„Wir schließen einfach die Thüren auf."

„So hast Du Dich der Schlüssel bemächtigt?"

„Nein, ich habe mich begnügt, die Abdrücke in Wachs davon zu nehmen. Schon einmal hat mir ein Schlosser des Faubourg Saint-Antoine die nöthigen Schlüssel nachgebildet. Wir begeben uns des Nachts durch die Thür, welche auf die Straße führt, in sein Magazin, und wenn uns Niemand eintreten sieht, sind wir gesichert. Wir können dann nach freiem Belieben die verborgenen Fächer dieses Spitzbuben durchstöbern."

„Gut, ich will Dich begleiten," sagte Paul, „wir müssen endlich suchen, uns dem Ziele näher zu bringen, welches allein die Ruhe und das Glück unserer Freundinnen wieder herstellen kann."

Sie speisten bei Jacques und machten sich um halb elf Uhr an's Werk.

An der Thür übergab der Hausmeister dem Gascogner eine Depesche.

„Richtig," murmelte dieser, „abermals ein Rendezvous mit Fadejah."

„Zu welcher Zeit?"

„Hier, lies."

„Mein Gatte verläßt das Haus nach dem Diner. Ich weiß, daß er mit P...... einige Schauspielerinnen aufsuchen wird. Gewiß kehrt er vor Morgenanbruch nicht nach Hause. Komm und sei ohne Furcht.

Fadejah."

„Was soll ich thun?"

„Du mußt hingehen, eher denn jemals!"

„Es sei. Aber nicht vor unserer nächtlichen Expedition. Um Mitternacht können wir fertig sein; ich werde um ein Uhr zu ihr gehen."

Plaudernd erreichten sie die Straße, welche sie menschenleer fanden, wie es Jacques vorhergesagt hatte. Zwei Schutzleute gingen auf und ab, doch hielten sie gerade vor der Feuerwehr-Kaserne und schwatzten mit der Wachmannschaft. Die jungen Leute benützten die günstige Gelegenheit, um die Thür des Magazins aufzuschließen und unbemerkt in's Innere zu schlüpfen.

Eine Sekunde später war die Thür wieder verschlossen und Beide stiegen behutsam die Wendeltreppe hinauf.

Jacques hatte die Oertlichkeiten mit Eifer studirt und kannte jeden Winkel in Klimpson's Bureau; er führte seinen Begleiter, ohne einen Augenblick zu zaudern.

„Wir können Alles unbeachtet liegen lassen, was sich dem Auge unmittelbar zeigt. Das ist Alles in bester Ordnung. Spähe vielmehr an den Wänden umher, ob Du nicht Spalten und Fachwerk bemerkst; denn darauf gilt es jetzt, unser Augenmerk zu richten."

„Hast Du diesen Schrank schon durchgesehen?"

„Ja, er enthält nichts von Interesse. Ohne Zweifel besitzt der Hallunke einen zweiten Schrank. Wo, ist vorerst schwer zu sagen; ich habe den größten Theil seiner Werthpapiere im Schrank liegen sehen, doch nicht die Spur von Metropolitan Railways bemerkt."

Sie fuhren fort, das Zimmer nach allen Seiten hin zu durchsuchen, als Jacques plötzlich ein kleines Schlüsselloch in der Wand gewahrte, dessen Umrisse sich geschickt mit dem Tapetenmuster vermengten, wodurch es selbst dem schärfsten Auge unbemerkbar wurde.

„Hier ist etwas," sagte er, „versuchen wir unsere Schlüssel."

Indeß bemühten sie sich vergebens, das Schloß zu öffnen; denn kein einziger von ihren Schlüsseln wollte passen.

„Wir müssen wieder kommen," sagte Jacques, „wenn wir das passende Instrument gefunden haben."

Eine gewisse Enttäuschung hatte sich seiner bemächtigt. Er hatte das unbestimmte Vorgefühl, als müsse, was sie suchten, hier versteckt liegen; er sagte sich, daß vielleicht morgen schon die günstige Gelegenheit vorüber sein werde. Paul drehte sich noch immer nach allen Richtungen.

„Hier ist seine Correspondenz," sagte er, indem er ein großes Bündel Briefe aus Klimpson's Schreibtisch nahm.

„Oh, die kenne ich schon," erwiderte Jacques, „es ist nichts darunter, was uns von Nutzen sein könnte. Gewöhnliche Geschäftsbriefe."

Trotzdem öffnete Paul das Bündel und blätterte in den Briefen.

„Sieh," sagte er, „hier ist ein Brief aus Calcutta."

„Ich weiß, es sind noch mehr darunter."

Plötzlich hörten sie das Geräusch von Schritten auf der Treppe.

Bestürzt sahen sie einander an. Ihre Lage war, wenn sie überrascht wurden, eine entsetzliche.

„Wir wollen sehen," sagte Jacques nach einigen Sekunden ängstlicher Erwartung. Er ergriff den Leuchter, welchen sie angezündet hatten, bewaffnete sich mit seinem Spazierstock und trat alsdann, von Paul gefolgt, aus dem Comptoir.

Sie suchten alle Räumlichkeiten aus und stiegen, als sie nichts Verdächtiges bemerken konnten, die Treppen in das Magazin hinab. Auch hier durchstöberten sie alle Ecken und Winkel, leuchteten unter die Treppe und hinter jeden Schrank — doch ohne irgend etwas zu entdecken.

Endlich brachen sie in ein schallendes Gelächter aus.

„Wir waren behext," rief Paul.

„Oder träumten bei offenen Augen," fügte Jacques hinzu. „Wer sollte uns auch zu dieser Stunde stören? Das Geräusch wird von der Straße zu uns gedrungen sein. Kehren wir ruhig nach oben zurück."

Von Neuem stiegen sie die Wendeltreppe empor und setzten oben ihre Untersuchungen fort.

Paul blätterte wieder in den Briefen des Engländers und vertiefte sich in dessen indische Correspondenz. Plötzlich rief er enttäuscht:

„So wären wir denn wieder auf falscher Fährte!"

„Wieso?"

„Armer Freund, Deine Vermuthungen entpuppen sich als......Unsinn."

„Willst Du Klimpson vertheidigen, weil wir nichts gefunden haben?" fragte Jacques, näher tretend.

„Ein Brief aus Calcutta, von einem Mister Smithwork. Hast Du ihn denn nicht gelesen?"

Jacques ergriff den Brief und erbleichte. Dann las er mit lauter Stimme:

„Mein lieber Klimpson!

Ich schätze mich glücklich, Ihnen die Summe zurückbezahlen zu können, die Sie mir seiner Zeit freundlichst zur Verfügung stellten. In Folge ausgezeichneter Spekulationen ist es mir ermöglicht, Ihnen beifolgend die Summe von dreihundertfünfzig Tausend Franken (350,000 Frcs.) in verschiedenen Werthen zu übersenden, deren Liste Sie umseitig finden werden.

Empfangen Sie die aufrichtige Versicherung meines innigsten Dankes, sowie meiner freundschaftlichen Hochachtung.

Smithwort."

„Was meinst Du dazu, Jacques?"

„Wir wollen die Liste vergleichen."

Jacques zuckte zusammen, als er auf der Rückseite des Briefes eine Liste von Werthen gewahrte, welche mit derjenigen seines ängstlich gehüteten Empfangsscheines Wort für Wort übereinstimmte.

„Ich hatte doch Recht," murmelte er, „als ich sagte, der Schurke werde die Herkunft seiner Werthpapiere schon nachzuweisen im Stande sein. Wenn wir ihn damals angeklagt hätten, wir hätten nur eine grenzenlose Dummheit begangen."

„Was thust Du?" rief Paul.

„Der Brief kann uns noch nützlich sein."

Mit diesen Worten steckte er den Brief, den er plötzlich aus dem zusammengehefteten Bündel herausgerissen hatte, sorgsam in die Tasche.

„Du giebst Deinen Verdacht wider Klimpson trotz dieses Briefes nicht auf?"

„Meinst Du, ich lasse mich entmuthigen, weil Klimpson eine List gebraucht hat, die uns momentan in Verlegenheit setzt?"

„Worauf soll sich denn Dein Verdacht noch gründen?"

„Findest Du denn nichts Auffallendes in der Uebereinstimmung dieses Briefes mit dem Empfangsschein von Jean Farades? Sieh doch das Datum!"

„15. April."

„Der Brief ist mit Jean Farades in Frankreich angelangt, vielleicht mit dem gleichen Dampfschiff! Wer bürgt mir dafür, daß dieser Brief die Wahrheit enthält?"

„Du wohntest in Calcutta. Kennst Du Herrn Smithwork?"

„Ich kenne ihn nicht; ich weiß nur, daß er in Calcutta wohnt."

„Welches Handwerk betreibt er?"

„Er nennt sich General Merchant wie Klimpson; mehr weiß ich nicht von ihm. Aber gesetzt den Fall, er ist ein ehrlicher Mann; wer beweist mir, daß er den Brief auch nur geschrieben hat?"

„Der Umschlag trägt die verschiedenen Postzeichen, man sieht wohl, daß er aus Calcutta stammt."

„Er kann selbst aus Calcutta sein und kann doch von hundert anderen Händen herrühren."

„Man müßte gerade nach Calcutta reisen, um Sicherheit darüber zu gewinnen."

„Nun wohl," rief Jacques mit Feuer, „und müßte ich schon mit dem nächsten Dampfer reisen, ich muß diesen Smithwork aufsindig machen!"

„Du wirst noch die Reise um die Welt machen."

„Wohl möglich. Und Du wirst mich begleiten."

„Armer Freund, ich glaube, diese Geschichte wird uns noch beide verrückt machen. Wir thäten vielleicht besser, den Gerichten das einzige Wichtige, was wir gefunden haben, mitzutheilen, nämlich den Empfangsschein........."

„Dieser Schein liegt auf dem Grunde meiner Schatulle am Fuße meines Bettes wohl verwahrt. Dort soll er bleiben, bis ich das ganze Intriguenspiel errathen habe. Komm, wir haben hier nichts mehr zu suchen."

Sie stellten Alles, was sie berührt hatten, an den ursprünglichen Ort zurück.

Alsdann stiegen sie die Treppe hinab, öffneten die Thür und entfernten sich lautlos.

An dem Börsengebäude trennten sie sich.

Paul kehrte in seine Wohnung zurück, und Jacques ließ sich in einem Wagen nach Passy fahren. —

Kaum waren sie aus dem Hause Klimpsons getreten, als die große Landkarte in Klimpsons Bureau sich nach innen bewegte, wobei ein Mann durch eine von der Karte überdeckte Maueröffnung zum Vorschein kam.

Die Maueröffnung bildete eine Verbindung des Bureaus mit dem anstoßenden Zimmer. Der Mann trat vorsichtig heraus, stieg ebenfalls die Treppe hinunter, durchschritt das Magazin und vergewisserte sich, daß alle Thüren verschlossen waren.

Dann zündete er eine Kerze an und kehrte in den ersten Stock zurück.

Er untersuchte sorgsam das Bündel Briefe und bemerkte alsbald, daß das Schreiben Smithworks abhanden gekommen war.

„Teufel!" knirschte er, „dies sind gefährliche Bursche!"

„Wenn nicht zufällig der wachsame Pecheret das Manöver entdeckt hätte, wer weiß wie es jetzt mit Klimpson & Co. stände?"

„Ich sehe, mein Gascogner spielt die Gerechtigkeit," fuhr er in höhnischem Tone fort, „er verfolgt die Verbrecher nach seiner Weise! Gefährliches Handwerk, mein Lieber! und ich glaube, noch hast Du nicht ausgelernt. In die Häuser einbrechen! Briefe stehlen! Erlogene Verträge aufstellen, um dabei fremde Schlüsselabdrücke machen zu können! Empfangsscheine auffinden! Das sind ja tolle Streiche, ganz eines Gascogners würdig."

„Hatte ich Klimpson nicht gewarnt? Er trägt alle Schuld. Vom ersten Augenblick an bestritt ich, daß dieser Velizay ein leichtgläubiger Narr sei...... Nun, noch ist nichts verloren. Thun wir, was unseres Amtes ist und dann zum Rendez-vous!"

„Wir werden diese freiwilligen Polizisten schon zur Ruhe bringen!......"

Gegen vier Uhr Morgens kam Jacques, wie er voraussagte, vor der Villa Klimpson's an.

Als er sich dem Gitter näherte, sah er auf dem Balkon des ersten Stocks eine weiße Gestalt sich bewegen; er erkannte Fadejah. Das junge Weib erkannte ihn im gleichen Augenblick; sie kam ihm bald darauf entgegen.

„Wie spät Du kommst!" flüsterte sie vorwurfsvoll. „Ich begann schon zu verzweifeln."

Sie zog ihn mit sich fort, indem sie mit erregter Stimme murmelte:

„Seit unserem letzten Zusammentreffen, seit dieser schrecklichen Scene, habe ich vergebens Mittel gesucht, um Dich zu Gesicht zu bekommen. Mein Gatte beobachtet alle meine Schritte mit eifersüchtiger Wuth, er verläßt das Haus nur noch in den dringendsten Fällen. Den ganzen Tag über habe ich nicht einen Augenblick der Freiheit; ich fürchte selbst die Dienstboten ....."

Sie sprach mit einem eigenthümlichen Schluchzen der Stimme.

„Bist Du krank?" fragte Jacques besorgt.

„Ich war nur ungeduldig, beunruhigt."

Sie führte ihn nicht wie früher in ihr Boudoir, sondern zog sich mit ihm direkt in ihr Zimmer zurück.

„Hier sind wir sicher," sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

Sie hatte die Gartenthüre fest verschlossen.

„Er kann nicht kommen, ohne daß wir ihn hören. Die Glocke muß anschlagen. Du wirst Dich ungestört entfernen können. Wie gut Du bist," fuhr sie fort, „daß Du zu mir kamst, daß Du ein wenig Mitleid empfindest mit einer Unglücklichen, welche leidet, welche verwelkt in diesem schrecklichen Paris, so ohne Blumen, ohne Sonne."

Sie sprach mit hastiger Stimme und schien mit dem Athem zu kämpfen.

Jacques betrachtete sie aufmerksam.

„Du bist bleich, was fehlt Dir?" fragte er sie.

„Oh, ich bin leidend. Die besten Aerzte sind gekommen, mich zu pflegen, allein sie konnten meine Krankheit nicht verstehen. Mein Leiden ist, in diesem Lande wohnen zu müssen, das ich verabscheue, neben einem Manne, den ich verachte, den ich hasse. Heute Abend sind wir allein, da er sich jetzt mit allerlei Gesindel herumtreibt. Erst am Morgen wird er ermüdet, gebrochen, zurückkehren."

„Mein Gott," fuhr sie fort, „in meinem Lande war's, trotz allem Elend, doch viel schöner!"

Ihre Hände waren wie Eis, und ihre Schläfe glühten. Bald lachte sie, bald brach sie in Thränen aus.

„Verzeihe," murmelte sie, „ich leide; bisweilen glaube ich ein verzehrendes Feuer in meinem Innern zu verspüren. Es wird mich tödten; aber sieh, ich werde ruhig sterben, weil ich Dich sehen darf, wobei ich immer glaube, in mein Heimathland zurückversetzt zu sein!"

Jacques war durch die Verworrenheit und Erregung der jungen Frau auf's Aeußerste beunruhigt. Langsam führte er sie an ihr Lager und veranlaßte sie, sich niederzulegen.

„O bleibe hier!" sagte sie, „lege Deine Hand in die Meinige."

Sie sprach noch immer mit jenem seltsamen Schluchzen der Stimme; nach und nach legte sich die Erregung; ihre Hände umklammerten diejenigen Jacques'.

Allmälig entschlummerte sie.

Der Gascogner erhob sich und verließ das Haus; er sprang über das Gitter auf die Straße und entfernte sich mit raschen Schritten.

„Der Morgen wird sogleich erwachen," murmelte er vor sich hin, „ich will die Rückkehr Klimpson's hier abwarten. Ich will sehen, ob er wirklich diese Nacht in heiterer Gesellschaft zugebracht hat, oder ob bei dem ganzen heutigen Vorfall eine unerhörte List im Spiele ist!"

(Fortsetzung folgt.)

— Mögen die Franzosen an der Grenze soviel Baracken bauen, wie sie wollen. Dieselben können vielleicht auf deutscher Seite nützlich verwendet werden, wenn es an Räumlichkeiten zur Unterbringung von Gefangenen fehlen sollte.

— Aus dem Innungsleben. Unter den Ausgaben einer Danziger Innung erscheinen neben anderen Posten auch 6 Mk., welche „für Getränke zur Einweihung eines Geldschranks" an die Mitglieder des Vorstands gezahlt sind. Wenn schon bei der Einweihung eines verhältnißmäßig so trockenen Gegenstandes, wie es ein Geldschrank ist, gezecht wird, wie wird es da erst bei der Eröffnung eines Innungskellers hergehen, der doch früher oder später angelegt werden muß!

Kühne Norweger.

Gegenwärtig befindet sich im Hafen von Dover in England ein offenes Boot, in welchem drei norwegische Männer in zehn Monaten eine Reise von 10,000 Meilen zurückgelegt haben. Das Schiff, wahrscheinlich das kleinste seiner Art, das je eine so weite Reise zurückgelegt hat, heißt „The Homeward Bound", und die Mannschaft besteht aus dem Capt. Nilson, seinem Bruder und einem Freunde Namens Olsen. Sie sind sämmtlich Einwohner des Orange-Freistaates im südlichen Afrika, wo sie seit mehreren Jahren gewohnt haben. Der „Captain" besitzt dort eine kleine Farm, sein Bruder arbeitet mit ihm, und Olsen besitzt in der Nachbarschaft eine Schmiede.

Vor etwa 2 Jahren hatten sie den Plan gefaßt, ihre alte Heimath noch einmal zu besuchen, aber nur auf ihrem eigenen Schiffe. Sie wohnten 250 Meilen weit von der Küste, etwa 6000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. Sie begaben sich trotzdem, wie weiland Robinson Crusoe, unverdrossen an ihre Arbeit und bauten ein Boot, welches sie auf einem von Ochsen gezogenen Wagen bis nach dem Hafen Natal bringen konnten.

Die ganze Arbeit am Boot wurde mit der Hand vermittelst solcher Handwerkszeuge gemacht, wie sie sich überall auf einer Farm oder in einer Schmiede vorfinden. Es ist 20 Fuß lang, hat einen 4 Fuß 6 Zoll langen Segelbalken und einen Tiefgang von 4½ Fuß; sein Gehalt beträgt 4¾ Tonnen. Das Boot wurde gebaut, während draußen auf der Farm oder in der Schmiede gerade nichts Wichtiges zu thun war. Der Proviant, den sie an Bord nahmen, rührte sämmtlich von ihrer Farm her, auch bauten sie selber die für die Fahrt nothwendigen Wasserbehälter sowie sonstige Utensilien. Ein Theil des Bootes, der zum Schlafen und zum Aufbewahren der Lebensmittel, Bücher, überflüssiger Segel u. s. w. bestimmt war, wurde mit Oeltuch bedeckt. Ein Petroleumofen diente zum Kochen von Nahrungsmitteln und von Wasser.

In diesem kleinen Dinge wurde die Reise von Natal nach Europa zurückgelegt, ohne daß dabei den kühnen Abenteurern irgend ein nennenswerther Unfall zugestoßen wäre. Um das Cap herum wurde die Reise ganz brillant zurückgelegt, und die Reisenden fanden bei den Bürgern der Capstadt eine gastfreundliche Aufnahme. Dann fuhren sie weiter, wobei sie an zahlreichen Hafenplätzen an der Westküste Afrikas und an mehreren Inseln anhielten. Sie wurden manchmal von großen Haifischen verfolgt, welche Miene machten, sie mit ihrem ganzen „Schiffe" zu verschlingen. Vorüberfahrende Dampfer und große Segelschiffe bemerkten das winzige Fahrzeug und wollten die vermeintlichen Schiffbrüchigen an Bord nehmen, doch wurde das freundliche Angebot jedesmal dankend abgelehnt, bis „The Homeward Bound" in England landete. Die drei Abenteurer sind gesund und munter, nur sind ihnen ihre Spazierhölzer etwas steif geworden. Viel Raum zum Herumgehen hatten sie allerdings nicht.

Das Boot ist jetzt im Crystal-Palast in London ausgestellt, dann wollen die Drei ihre Fahrt weiter nach Christiania, der Hauptstadt von Norwegen, fortsetzen, in deren Nähe sich ihre alte Heimath befindet. Haben sie sich dort genug amüsirt, dann soll es auf dem für sie nicht mehr ungewöhnlichen Wege wieder nach Afrika zurückgehen.

Zerstörte Illusionen.

Der Traum seines Lebens war erreicht: er war zum amerikanischen Consul in der Südsee auf einer der zahlreichen Inseln ernannt worden, mit welchen unsere Regierung in geschäftlicher Verbindung steht. Der neue Consul gab seinen letzten Groschen hin, um sich für sein wichtiges Amt würdig auszustatten. Sogar eine Diamantnadel vorn am Busen seines Hembes leistete er sich.

Dann ging's auf's Schiff. Als er an seinem Bestimmungsorte angelangt war, und die Flagge der Ver. Staaten lustig von „seinem" Schiffe wehte, kamen alle weißen Einwohner der Insel in Booten ihm entgegen, um ihn zu begrüßen. Er zeigte sich sehr leutselig, wenn er sich auch etwas zugeknöpft hielt.

„Kommen Sie gleich mit", sagten die neuen Bekannten, „wir wollen Sie zum König führen."

„Zum König!" rief der Consul eifrig. „Ich kann mit meinen gewöhnlichen Hauskleidern doch nicht in den Palast gehen. Ich muß warten, bis meine Koffer aus dem Schiffsraume ausgepackt sind."

„Das macht nichts," erklärten ihm die Insulaner. „Sie können sich später fein anziehen. Wir haben dem König von Ihnen erzählt und er wartet bereits auf Sie."

Alles Sträuben half ihm nichts, er mußte mit. Es ging zuerst in das kleine Boot, welches ihn an das brandende Ufer bringen sollte. Beim Aussteigen passirte ihm das Unglück, daß er in's Wasser fiel und seinen Anzug vollständig durchnäßte. Seine neuen Freunde halfen ihm zwar wieder auf die Beine, sahen jedoch jetzt selber ein, daß es nicht angehe, ihn in einem solchen Anzug zu dem König zu bringen. So nahmen sie ihn zu einem amerikanischen Kaufmann, der nicht weit vom Ufer wohnte, und riethen ihn, sich einen neuen Anzug anzuschaffen. Er that es, doch kostete ihm der Anzug ganze zwölf Dollars und wollte obendrein entschieden nicht passen. Ein anderer Ausweg war jedoch nicht da, und so folgte der Consul seinen Führern willig weiter.

„Sind wir bald an Palast?" fragte er nach einer Weile.

„Ja, gleich," lautete die Antwort. „Dort steht er." Den Augen des Consuls bot sich ein runder Lehmhaufen, in welchen zwei Eingänge führten; oben kam durch ein Loch in der Bedachung Rauch heraus. Sie traten ein.

„Hallo," sagte einer der Führer, „wie geht es dir, alter Junge?" Und dabei wurde der neue Consul dem Könige vorgestellt, an welchen obige Worte gerichtet waren.

Der König, ein fetter, alter, schwarzer Bursche mit würdiger Miene, saß mitten in dem dunkeln Raume und sah den neuen Ankömmling neugierig an. Die einzige Bekleidung seiner Majestät bestand aus einer Art Leibgurt aus Calico, der ihm nicht einmal die Lenden bedeckte: neben dem Monarchen saß eine alte, freundliche Dame, deren ganze Bekleidung gleichfalls nur in einem schmalen Gürtel unten um die Brust bestand. Im Umkreise lag auf Decken der Hofstaat und die Familie des Königs: sämmtlich barfuß bis an den Hals.

Die „Majestät" trat dem Consul mit großer Leutseligkeit entgegen und ließ ihm durch den Dolmetscher sagen, daß zu Ehren des neuen Ankömmlings am Abend ein Hofball stattfinden werde. Der Consul dankte ganz gerührt für die Ehre.

Der Ball fand wirklich statt, und der Consul amüsirte sich, so gut dies anging. Die „Damen" erschienen sämmtlich in hoher Toilette, an der freilich nicht viel zu sehen war. Ehe der Consul zu Bett ging, stattete ihm noch die Schwester des Königs einen längeren Besuch ab und bat ihn schließlich, sie zu seiner Waschfrau zu machen. Der Consul hat seither ganz andern Ideen über das „Gottesgnadenthum" bekommen. Auch seine schönsten Illusionen über die Wichtigkeit seines Amtes sind zerstört.

Verschiedenes.

— In Köln auf dem Walle hinter den Kasematten schossen zwei Pioniere mit Mausergewehren aufeinander. Die beiden Pioniere, als Gehilfen zur Büchsenmacherei kommandirt, hatten widerrechtlich dort zwei in Reparatur befindliche Gewehre, eine Jagdflinte und eine Jägerbüchse, entnommen, dieselben mit selbstgefertigten Patronen geladen und sich damit hinter die Böschungen des Walles an den Kasematten auf die Lauer gelegt, um Katzen zu schießen. Beide waren von einander entfernt, so daß sie sich nicht sehen konnten. Nach geraumer Zeit vergeblichen Wartens hörte der eine das Zeichen zur Arbeit, sprang auf und schritt mit dem Jagdgewehr unter dem Arm um die Böschung herum, wo er den andern, der in der Mittagshitze eingeschlafen war, anrief. In dem Augenblick, als sich dieser erhob, traf ihn die Kugel aus der Jagdflinte seines Kameraden in die Schläfe; das Gewehr hatte sich in Folge Berührung des Stechers entladen. Als der unvorsichtige Schütze die Leiche des Kameraden sah, nahm er des letzteren Gewehr, steckte den Lauf in seinen Mund und drückte ab. Aber den gesuchten Tod fand er nicht; der größte Theil des Gesichts und der Gaumen ist völlig zerschmettert, doch ist die Hoffnung vorhanden, den Schwerverletzten am Leben zu erhalten.

— Vor dem kaiserlichen resp. kronprinzlichen Palais in Berlin erschienen abermals zwei Geisteskranke. Am 18. April machte sich ein Mensch vor dem Palais des Kaisers dadurch ganz auffällig bemerkbar, daß er im regelrechten Parademarsch, seinen Stock wie einen Degen vor sich haltend, auf die zum Palais führende Rampe losmarschirte. Von einem der dort stationirten Beamten angehalten und nach seinem Begehr gefragt, gab der eigenthümlich verwirrt aussehende Fremde an, daß er dem Kaiser „aufs Geschütz geschworen habe" und ihn in einer hochwichtigen Angelegenheit sprechen müsse. Diese Erklärung hatte zur Folge, daß der anscheinend Geisteskranke zur Wache des 2. Polizei-Reviers geschafft und dort einer eingehenden Prüfung unterzogen wurde. Der Fremde gab hier an, daß er ein Schneider Friedrich Harrasch sei, geboren in Grammen, Kreis Ortelsburg, jetzt wohnhaft Greifswald, von wo er auch soeben nach Berlin gekommen sei, um beim Kaiser Klage zu führen über alle die Vergewaltigungen, welche er seit lange von den Gerichten, der Polizei, ja selbst von allen möglichen Privaten habe erdulden müssen; außerdem bezahle man seine Arbeit schlecht u. s. w. Ein hinzugezogener Arzt constatirte nach eingehender Beobachtung hochgradigen Verfolgungswahnsinn und ordnete die Ueberführung des H. nach der Irrenabtheilung der Neuen Charite an.—Kurze Zeit darauf versuchte in ähnlicher Weise ein dem Arbeitsstande angehöriger Mann sich in das kronprinzliche Palais Eingang zu verschaffen, wurde aber ebenfalls verhaftet und nach dem gleichen Polizeirevier geschafft. Hier gab er an, der Arbeiter August Keruke zu sein; er habe die Absicht, sich mit einer Prinzessin zu verloben. Er wurde gleichfalls der Charite behufs Beobachtung seines Geisteszustandes überwiesen.

— Die jungen Wittwen von Mailand trauern und klagen; und das Resultat ihrer Klage war ein allerliebster Prozeß, der ein Dutzend dieser mehr oder weniger reifen Grazien vor das Correktionsgericht geführt hat. Die Hauptperson und das corpus delicti dieses Wittwenprozesses en gros war ein hübscher zweiundzwanzigjähriger Mann, Namens Ochner. Der mit offenbarem Don-Juan-Talent begabte Galgenstrick hatte es verstanden, eine Reihe der reichsten Mailänder Wittwen zu ködern, sich ihnen als Offizier und Heirathscandidat vorzustellen und ihnen schließlich — das Ende vom Lied—namhafte Geldsummen abzuschwindeln. Die erste Verführte, die Angesichts ihres Galans in lautes Schluchzen ausbricht, ist eine gewisse Maddalena Morandelli, verwittwete Bossi (Defizit 3000 Lire); die zweite eine Angela Brusa, verwittwete Vinercati (Deficit 8500 Lire) rc. Mehrere der interessanten Opfer, die der Mailänder Aristokratie angehören, haben sich nicht zu melden gewagt. Ochner, dessen Eintritt ein herzzerbrechendes Klagestöhnen seitens sämmtlicher schnell versöhnter Wittwen begrüßt, wird zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

— Vor dem Gerichtshofe in London erscheint Mlle. Claire Antoine als Klägerin gegen Mr. Cooper, Chef eines großen Modewaaren-Geschäftes. Mr. Cooper hatte die Französin als Probirmamsell mit völlig freier Station und 5 Pfd. Sterl. monatlichen Gehalts engagirt, dieselbe jedoch nach drei Tagen ohne Entschädigung und ohne Kündigung entlassen. Die Französin reichte die Klage ein und Mr. Cooper sagt: „Als sich Mlle. Antoine das erste Mal bei mir vorstellte, trug sie einen geschlossenen Hut. Ich fragte sie, wie alt sie sei. „Vierunddreißig Jahre," lautete die Antwort. Ich fragte sie, wo sie früher placirt gewesen; sie nannte mir die erste Pariser Firma. Ich forschte nach ihren Zeugnissen; sie behauptete, man habe ihr keine gegeben, weil sich ihre Chefs sämmtlich geweigert, sie ziehen zu lassen. Am 1. März trat Mlle. Antoine bei mir ein, ich zeigte ihr den Kasten, in welchen sie ihre Kleider zu legen hatte. Zu meinem Erstaunen behielt sie den Hut auf dem Kopfe. „Warum?" fragte ich. — „Zahnweh," war die Antwort. Durch drei Tage spazierte Mlle. Antoine zum Spott und Hohn aller Leute mit einem großen, geschlossenen Hute einher; endlich, als ich darauf bestand, daß sie sich desselben entledigte, gestand sie mir, ihr Haupt sei kahl. „Gut," meinte ich, „nehmen Sie eine Perrücke." — „Um keinen Preis," erwiderte sie. — „Kahl sein ist ein Unglück, mit der Perrücke aber beginnt die Lächerlichkeit." — Ich wollte wissen, auf welche Art sie zu diesem Schönheitsfehler gekommen sei. Nun gestand sie mir, daß sie eigentlich vierundfünfzig Jahre alt sei, mich aber durch diese hohe Ziffer nicht schrecken wollte. Mlle. Antoine ruft pathetisch: „Parbleu, wäre ich noch jung, hätte ich mein schönes Frankreich nicht verlassen, um an Eurem Kreidefelsen zu landen. Ich habe Mr. Cooper nicht meine Haare vermiethet, sondern meine Geschicklichkeit, einen Mantel, ein Kleid zur Geltung zu bringen." Sich an den Richter wendend, ruft Mlle. Claire: „Wie finden Eure Lordschaft meine Gestalt?" Der Richter verschmäht es, ein Urtheil in dieser Beziehung abzugeben, spricht aber der Französin einen Monatsgehalt zu. Diese ruft im Abgehen: „Mr. Cooper wird hoffentlich mit Frauen nicht mehr ungalant verfahren."

— Wie aus Madrid berichtet wird, haben die Spanier von der Westküste Afrikas zwischen Kap Blanco und Kap Bojador Besitz ergriffen und das Land, nebst etwa 150 Meilen Binnenland, dem Gouverneur der Karolinen unterstellt. Da der betreffende Küstenstrich auf deutschen Karten längst als spanisch bezeichnet ist, handelt es sich wahrscheinlich nur um eine effektive Verwerthung des bisher blos theoretischen Besitzes. Werthvoll ist das Land nicht; es ist die Westgrenze der Sahara, und die ganze Küste hat nur einen guten Hafen, an der Mündung des Rio Oro (Goldflusses), wo seit längerer Zeit eine spanische Niederlassung besteht.

Die Jagd nach dem Glück.

Zufrieden in beschränktem Kreise,
Genügsam nach der Väter Weise
Bestellte Jeder sonst sein Haus,
Und wem ein Hüttchen nur zu eigen,
Der schaute unter grünen Zweigen
Neidlos und froh zur Welt hinaus.

Bedacht nur, wie er selig sterbe,
Trieb kunstbeflissen sein Gewerbe
Der treue Bürger in der Stadt;
Der Landmann auch auf seiner Scholle
Trug sein Geschick, das wechselvolle
Getrost, zufrieden, wenn er satt.

Nur hin und wieder Einer jagte.
Wenn ihm die Enge nicht behagte,
Nach Schätzen unstät durch die Welt
Und zog hinaus mit leeren Taschen,
Das Glück im Fluge zu erhaschen,
Das er sich träumend vorgestellt.

Doch schaut umher in unser'n Tagen:
Das ist ein allgemeines Jagen
Nach Glück und Reichthum, Lust und Kraft:
Der einz'ge Wahlspruch heißt: „Genießen."
In's Land, wo Milch und Honig fließen.
Ist Alles auf der Wanderschaft.

Der Eine sucht das Glück im Staube,
Und, daß er es dem Nächsten raube,
Scheut weder List er noch Gewalt.
Der And're sucht es in den Sternen
In unerreichbar weiten Fernen
In wesenloser Truggestalt.

Gar Viele, träg die Hand im Schooße,
In Armuth harren, bis der große
Haupttreffer ihnen wird zu Theil.
Den Weg zum Glücke zu erkunden
Sucht Mancher, und wenn er gefunden,
Ist ihm jed' Hinderniß zu steil.

Und hat er Muth es zu besiegen,
Ist auch die Mauer überstiegen —
Wer findet Ruhe da und Rast?
Der Eine wird zum Weltschmerzdichter,
Der And're zum Sichselbstvernichter,
Der Dritte stürzt sich todt vor Hast.

In wildem Toben jagt die Menge
Und in dem wogenden Gedränge
Tritt Ein's das And're in den Staub!
Nur Gold, nur Geld ist ihr Verlangen,
Man will nicht geben — nur empfangen —
Für's Wort der Liebe sind sie taub.

O tolle Jagd nach Wohlbehagen,
Umsonst das allgemeine Jagen —
Bei dem kaum Einer bleibt zurück.
Wie sich der Lauf der Zeiten wende,
Nur Noth und Elend ist das Ende,
Denn nur Zufriedenheit ist—Glück!

— Vor dem Schöffengericht in L. erscheint ein junger Mann, dessen offene freie Gesichtszüge merkwürdig zu der grauen Sträflingskleidung, in der er vorgeführt wird, contrastiren. Sie sind Schlosser, sagt der Vorsitzende. — Ja. — Seit 14 Tagen in Haft? — Ja. — Sind beim Betteln getroffen worden! — Ja. — Sie betreiben das Betteln gewerbsmäßig? — Nein. — Nun warum bettelten Sie denn? — Mich hungerte. — Sie hatten also längere Zeit keine Arbeit? — Nein. — Erzählen Sie, wie das kam! — Ich war von meiner Heimathsstadt Koblenz ostwärts gewandert und hatte in Weimar mehrere Monate in Arbeit gestanden. Die Arbeit ging aus und ich wanderte weiter. Die ganze Tour von Weimar bis L. konnte ich keine Arbeit finden und ich kam vollkommen mittellos hier an. Es war am Dienstag. Trotz meines Hungers habe ich mich zuerst nach Arbeit umgesehen. Ich fand auch Arbeit. Aber ich sollte erst am nächsten Montag antreten. Ich versuchte mich die Woche durchzuschlagen bis zum Sonntag. Am Sonntag Nachmittag hungerte mich sehr und als ich gerade mich auf einer Bank in der Promenade niedergelassen, kam ein Herr vorbei, der mich, wie mir schien, voll besonderen Mitleids ansah. Ich faßte mir ein Herz, zog meinen Hut und sprach ihn um eine Gabe an. Statt jeder Antwort holte er ein Zeichen aus seiner Tasche, das ihn als Polizeibeamten legitimirte, und verhaftete mich. Das ist mein ganzes Vergehen, Herr Präsident, dafür bin ich jetzt seit vierzehn Tagen in Haft und habe auch meine Arbeit verloren.—Der Gerichtshof zieht sich zur Berathung zurück und erscheint nach einigen Minuten wieder. Der Angeklagte, verkündet der Präsident, ist zu 24 Stunden Haft verurtheilt, demgemäß sofort zu entlassen, es ist bedauerlich, daß er infolge der Ueberbürdung des Gerichtes während der Gerichtsferien so lange Zeit hat in der Untersuchungshaft zubringen müssen. Hoffentlich gelingt es [illegible] seine Verhaftung ihm bis[illegible] Arbeitsgelegenheit nach seiner Entlassung wieder zu erlangen. — Das war Alles, und es war eigentlich viel, daß den Präsidenten das menschliche Mitgefühl zu diesen Worten verleitete, gesetzlich war er nicht dazu verpflichtet. Der an seiner Ehre gekränkte, in seiner Freiheit beschränkte, um 14 Tage seines Lebens betrogene Arbeiter aber ging genau derselben unsicheren Zukunft entgegen, deren Ende er nach einer Woche qualvoller Entbehrung vor sich zu haben meinte.

— Pedanterie. Lizzi, die kleine Putzmacherin, hat ihr Liebesverhältniß mit dem Gymnasiallehrer Ernst gelöst und ihn gebeten, alle ihre Briefe sofort zu verbrennen. Er thut dieses auch auf's Gewissenhafteste — jedoch corrigirt er erst alle orthographischen Fehler in Lizzi's Briefen und übergibt sie dann den Flammen.

— Frau (in einem streng katholischen Hause zum Mädchen, welches den Dienst gekündigt hat): Ich begreife nicht, warum Du uns verlassen willst. Du hast hier doch wahrlich Alles, was Du brauchst. Mädchen: Ich schon, gnädige Frau, — aber mein Schatz verträgt nun einmal die vielen Fastenspeisen nicht.

— Anzüglich. Dichter: „Sie waren so gütig, mir als Revanche für meine Ihnen gewidmeten poetischen Ergüsse eine herrliche Pastete zu schicken!" — Dame: „Da muß ich mich noch entschuldigen;—nicht wahr, Sie nehmen es doch nicht übel, daß ich Ihnen für Ihre Gedichte etwas Genießbares geschickt?"

— Hasen-Schmerz. Alter Hase: „Liebe Nachkommen! Ich habe Euch zusammenrufen lassen, um Euch mitzutheilen, daß ich in Kürze freiwillig aus dem Leben scheide, denn ich bin lebensmüde. Es ist mir nicht vergönnt, einen ehrlichen Hasentod zu sterben, denn der Herr Assessor hat die Jagd wieder auf drei Jahre gepachtet!"

— Auch ein Glück. Beamter: „Sie heißen?" — Handwerksbursche: „Josef Weinigel!" — Beamter: „Sapperlot, das nenn' ich Glück!" — Handwerksbursche: „Wieso?" — Beamter: „Nun, Sie könnten doch ebenso gut auch Josef Schweinigel heißen!"

— Feinfühlig. Meister, Ihr Ochse ist aber bedeutend magerer geworden. Ja, des Thier hat sich zu Herzen genommen, des er uf der letzten Mastviehausstellung keenen Preis bekommen hat.

— Es ist Niemand so glücklich, wie es scheint, aber es scheint auch Niemand so unglücklich, als er es ist; darum sollen wir fremdes Glück nicht überschätzen und fremdes Leid nicht blos nach sichtbaren Thränen beurtheilen.